

Zeitschrift: ASMZ : Sicherheit Schweiz : Allgemeine schweizerische Militärzeitschrift
Herausgeber: Schweizerische Offiziersgesellschaft
Band: 122 (1956)
Heft: 3

Artikel: Dienstauffassung beidseits des Ozeans
Autor: Orelli, Eduard von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-26466>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ALLGEMEINE SCHWEIZERISCHE MILITÄRZEITSCHRIFT

Organ der Schweizerischen Offiziersgesellschaft

Adressen der Redaktion

Allgemeiner Teil: Oberstdivisionär E. Uhlmann, Neuhausen a. Rheinfall, Zentralstr. 142

Militärwissenschaftliches: Oberstdivisionär G. Züblin, Küsnacht ZH, Buckwiesenstr. 22

Dienstauffassung beidseits des Ozeans

Von Major Eduard von Orelli

Die Tendenz, den Erfolgreichen nachzuahmen, ist menschlich begreiflich, und wo von wirklich ähnlichen Voraussetzungen ausgegangen werden kann, ist auch der entsprechende Erfolg denkbar. Kritische Einstellung und Sachkenntnis bewahren davor, nur Symptome zu erkennen und diese auf ganz anderer Basis in Erscheinung treten lassen zu wollen.

Auch das Wehrwesen untersteht dieser Regel. Einer verantwortlichen Heeresleitung stellt sich das Problem, nicht nur große materielle Werte zweckmäßig anzulegen, sondern auch die Richtung der geistigen Entwicklung des Heeres zu bestimmen. Entschlüsse sind in beiden Bezirken auf die Dauer von Generationen unwiderruflich und deshalb von großer Tragweite. Sie fußen auf eigener Kriegserfahrung, eigener technischer Entwicklung und den personellen, geographischen und materiellen Möglichkeiten des Landes. Wo diese Grundlagen ganz oder teilweise fehlen, tritt an ihre Stelle das Auswerten fremder Erfahrungen. Überdies gewinnt die der künstlerischen Schöpfung ähnliche selbständige geistige Leistung hohe Bedeutung. Sie ermöglicht unerwartete Entwicklungen, die der potentielle zukünftige Gegner nicht voraussehen kann.

Ein Beispiel hierfür bietet die eidgenössische Armee des 19. Jahrhunderts, die sich bemühte, wenigstens äußerlich einem stehenden Heere zu gleichen. Der Erfolg war, daß ihre Kriegstauglichkeit sehr skeptisch beurteilt wurde.

«Unser Milizsystem wird je länger je unhaltbarer» (General Herzog an Ulrich Wille, 30. I. 1877)

Es war dem nachmaligen General Wille und seinen Mitkämpfern vorbehalten, den Glauben an die Miliz als existenzberechtigte Form eines Wehrwesens zu wecken und ihr einen eigenen Weg zu zeigen. Nur dieser konnte unsere Armee zu einer Entwicklung führen, die ihr mit der Zeit die Achtung der Nachbarn verschaffte.

★

Der Zweite Weltkrieg hielt auch nicht direkt Beteiligte während Jahren unter hohem Druck. Nach seinem Abschluß interessierte sich deshalb auch bei uns das ganze Volk für die Ursachen von Erfolg und Mißerfolg und wandte sich dabei verständlicherweise vornehmlich den leicht zugänglichen Fragen zu. Hiezu gehörten zunächst alle von der beidseitigen Propaganda bewußt zugänglich und «verständlich» gemachten Probleme. Darunter fiel aber auch scheinbar – vor allem nach dem Waffenstillstand – alles mit dem Heer der Vereinigten Staaten von Amerika Zusammenhängende. Offizielle Mitteilbarkeit und der persönliche Kontakt mit Angehörigen des amerikanischen Heeres schienen einen klaren Einblick in das Wesen dieser siegreichen Wehrmacht zu gewähren. Eine verständliche Dienstmüdigkeit machte uns zudem weitherum besonders empfänglich für das zivile Benehmen, das den Amerikanern bei ihrem Sieg beigetragen zu haben schien. Die daraus sich ergebenden Forderungen wurden unter dem Schlagwort der «Demokratisierung der Armee» zusammengefaßt – und damit der Begriff der Demokratie einmal mehr mißbraucht. Bunt schillerte der Strauß der Wünsche vom Ruf nach Lockerung des Disziplinbegriffes über das Bedürfnis nach einer Verwischung der Unterschiede zwischen dem Offizier und seinen Untergebenen bis zu allerhand Kleinigkeiten und Äußerlichkeiten. Das Versagen Einzelner wurde verallgemeinert und unbesehen den bestehenden Vorschriften zur Last gelegt.

Diese Welle ebte bald ab und verlief richtigerweise im Sande. Zurück blieben jedoch eine tiefgehende Verständnislosigkeit für alle äußern Formen, in denen man nur die «äußerliche» Form erkennen will, Disziplinbegriffe, die nicht nur bei verantwortungsbewußten Vorgesetzten, sondern auch bei guten «alten» Soldaten Bedenken erweckten und ein Mangel an Einsatz und Opferbereitschaft, der die Grundlage unseres Milizsystems auf die Dauer erschüttern müßte.

★

In einem Zeitpunkt, da eine stürmische Entwicklung der Waffentechnik uns erschwerte, allgemein Gültiges von Varianten und Nuancen zu unter-

scheiden, ist ein Rückblick angezeigt. Im folgenden sei versucht, Entwicklung und heutigen Stand der geistigen Grundlagen des amerikanischen und des schweizerischen Wehrwesens zu vergleichen. Der Umfang des Stoffes zwingt zur Beschränkung in der Wahl des Zeitabschnittes und in der Auswahl der Quellen. Die genaue Angabe der letzteren möge dem kritischen Leser erlauben, sich vom objektiven Vorgehen des Verfassers zu überzeugen.

Ausgangslage

Die Bildung oder Umbildung eines Staates weist auch seinem Wehrwesen neue Aufgaben zu. Wo solche Veränderungen militärischer Kraft zu verdanken sind, eilt die Entwicklung im militärischen Sektor den andern staatlichen Einrichtungen voraus. Wenn aber andere Ursachen der Staatsbildung zu Grunde liegen, teilt das Wehrwesen das Schicksal der übrigen staatlichen Organisation, die sich Form und Leben unter veränderten Verhältnissen zunächst suchen und schaffen muß.

Die Vereinigten Staaten von Amerika und die Schweizerische Eidgenossenschaft haben im 19. Jahrhundert ihre heutige Gestalt angenommen. In beiden Fällen spielten kriegerische Ereignisse die Rolle, aber keineswegs in einem Ausmaß, das ein Primat militärischer Entwicklung hätte veranlassen können.



In den *Vereinigten Staaten* des 19. Jahrhunderts stand das Wehrwesen auf niedriger Stufe. Der fast völlige Mangel an ausgebildeten Soldaten wurde durch die noch weitherum notwendige Fähigkeit zur Selbstverteidigung zum Teil verdeckt. Im Bedarfsfall mußte in jeder Beziehung improvisiert werden. (Es ist nicht ohne Reiz, zu verfolgen, wie weit in ihren Angaben darüber belletristische und militärische Werke übereinstimmen.)

Bei Beginn des Sezessionskrieges am 14. April 1861 verfügte Lincoln nur über 3000 Mann stehender Truppen¹. Da auf Seite der Südstaaten auch kein Heer bestand, herrschte zwar Kriegszustand, doch war niemand in der Lage, eine Schlacht zu schlagen. Es mußten Aushebungen angeordnet und Truppenkörper gebildet werden. Dabei zeigte sich auf beiden Seiten große Begeisterung, die sich z. B. darin äußerte, daß nicht nur von einzelnen Landesteilen, sondern auch von Privatpersonen auf eigene Kosten Regimenter zusammengestellt und ausgerüstet wurden. Das Resultat war eine erhebliche Unordnung. Eine solche überstürzte Aushebung wiederholte sich im gleichen Jahre noch einmal, indem in der ersten Schlacht des Krieges,

¹ Emil Ludwig: Lincoln (Berlin 1930)

bei Bullrun am 21. Juli, das föderierte Heer vernichtet wurde und raschestens ersetzt werden mußte.²

Diese Improvisation erstreckte sich natürlich auch auf den personellen Sektor. Die Wahl der Hauptleute und der Subalternoffiziere erfolgte manchenorts, vor allem in den Südstaaten, durch die Truppe selbst.

«Die gute Folge dieses Systems lag darin, daß sich die zivile Hierarchie ohne weiteres auf die Armee übertrug. Viele Vorkehren, die anderswo zur Schaffung und Wahrung der Disziplin notwendig sind, fielen damit dahin.» (V. de Chanel)

Die Erhaltung der Disziplin war aber offenbar doch vielfach mühsam. Desertieren wird übereinstimmend als allgemeines Übel bezeichnet. Lincoln begnadigte allein im letzten Kriegsjahr 800 von 1067 zum Tode verurteilten Deserteuren¹. Einem Totalverlust von 280 000 Mann stand eine Schwächung des föderierten Heeres durch 190 000 Deserteure gegenüber². Auch die Konföderierten hatten in ihrer vorwiegend aus landwirtschaftlichen Kreisen rekrutierten Armee in dieser Beziehung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen³.

Der einzelne Mann fühlte sich eben nur sehr bedingt verpflichtet.

«Die Freiwilligen unterzogen sich nur sehr widerwillig einer straffen Disziplin». (Ernest Grasset, *La guerre de sécession 1861–65*, Paris 1887)

«Wenn der amerikanische Soldat seine Bemühungen für nutzlos hält, stellt er sie ein und kein Befehl und keine Drohung veranlassen ihn dazu, weiterzumachen.» (de Chanel)

Lincoln empfand es als erschwerend, daß «jeder Freiwillige ein eigensinnig denkender, selbständiger Charakter war, der bei jedem Befehl fragte, warum?»³

Dieser Einstellung der Untergebenen war offenbar nicht jeder Vorgesetzte geistig gewachsen. So beschreibt Henry Stanley in seiner Selbstbiographie, welche Strafen im konföderierten Heere angewendet wurden: Beliebte waren das Sitzenlassen auf dreikantigen Stangen, das durch Hochschnellen noch erschwert wurde, das Anbinden an Schandpfähle mit gespreizten Gliedern, das Fesseln mit Kugeln und Ketten, das Anschnallen an Sperrhölzer und Prellböcke, das Hochhissen an den Daumen. Dazu kamen Corvéedienste ohne Ende, weil die Verpflegung meist scheußlich war und ihre Zubereitung und Vervollständigung dem einzelnen überlassen wurde. Die alten Soldaten ließen sich deshalb von den jungen entsprechend bedie-

² V. de Chanel: *L'armée américaine pendant la guerre de sécession* (Paris 1872)

³ Karl Bleibtreu: *Das Volksheer im amerikanischen Bürgerkrieg* (Basel 1912)

nen. Die Offiziere kümmerten sich wohl um ihre Pferde, aber kaum je um ihre Leute.

Eine Bewertung dieser Beschreibung muß wohl davon ausgehen, daß gewiß schon damals von Einheit zu Einheit große Unterschiede vorkamen (und daß Stanley Journalist war). Anders wären die vorzüglichen Leistungen in moralischer und gefechtstechnischer Hinsicht, die für die Armeen beider Parteien nachgewiesen sind, kaum verständlich³. Man erkennt jedoch darin das Streben um Subordination um jeden Preis, das auch in einem noch unausgebildeten Heere im Hinblick auf kommende Leistungen herrschen muß. Der ungeschickte, aber psychologisch unverbildete Führer setzt sich auf die ihm konforme Art durch – und leistet letzten Endes was man von ihm verlangt! Der Verbildete kommt allzu leicht in Versuchung, sich mit der wissenschaftlichen Erklärung seiner Unfähigkeit zufrieden zu geben. Daß der Vorgesetzte, der über natürliche Führeigenschaften verfügt, sich ganz unabhängig von Reglementen wirksam, nachhaltig und auch human durchsetzen kann, braucht kaum weiter erklärt zu werden und die Belege hierfür fehlen auch für die gleiche Armee nicht⁴.

★

Bis zum spanisch-amerikanischen Kriege, der im April 1898 ausbrach, ist keine wesentliche Änderung der Einstellung zum Wehrwesen festzustellen. Für die Bevölkerung eines Staates, der keinerlei Bedrohung von außen fürchten mußte, ist dies durchaus verständlich.

«Der Unterhalt einer starken Flotte und eines schlagkräftigen Heeres wird in den Vereinigten Staaten als dem nationalen Leben abträglich und als gefährlich für die zivile Freiheit betrachtet». (E. Bujac, *La guerre hispano-américaine*)

Im Zeitpunkt des Kriegeausbruches standen 25 687 Mann im Dienst, dazu 2187 Offiziere. Unter ihnen befanden sich viele üble Elemente und gescheiterte Existenzen, die nicht einmal alle amerikanischen Staatsbürger waren. Die Nationalgarden betrachteten das gelegentliche militärische Training als Vergnügungspartie und waren ohne kriegerischen Wert.

Ganz analog zum Bürgerkrieg mußte zunächst Zeit gewonnen werden, um die Milizen einigermaßen zu schulen.

«Die Stärke der Vereinigten Staaten lag darin, daß sie es sich leisten konnten, einen soldatisch überlegenen Gegner durch größeren Zeit- und Materialaufwand mürbe zu machen.» (Bujac)

Auch diesmal erfolgte die Werbung zum Teil auf sehr persönlicher Basis. So stellte z. B. der spätere Präsident der Vereinigten Staaten Theodor Roo-

⁴ Heros v. Borcke: «Zwei Jahre im Sattel» (Berlin 1886)

sevelt sein Regiment der «Rauhen Reiter» zusammen. Die materielle Bereitschaft war nicht besser. Viele Batterien besaßen weder Geschütze noch Pferdezug; den einen Schwadronen fehlten die Pferde, andern die Sättel. Ganze Truppenkörper konnten nicht eingekleidet werden. Es gab Regimenter, die über fünf Gewehre pro Kompagnie verfügten. Bei den rückwärtigen Diensten stand es noch schlimmer als an der Front. Zur Verbesserung der Verpflegung wurden Appelle an die öffentliche Mildtätigkeit erlassen. Andererseits stellten die Truppen auch große Ansprüche. So führte ein Kavalleriekorps Milchkühe mit, um stets frische Milch trinken zu können.

«Ein unbeschreiblicher Wirrwarr von Ausrüstungsfragen, Personalangelegenheiten und Chiffretelegrammen huschten über den Draht. . . Man verschwendete Millionen an die Ausrüstung der Invasionsarmee – und die großen Kinder vergaßen ganz, ihr auch nur eine einzige Feldbäckerei, eine einzige Kaffeemühle zu beschaffen. Schiffszwieback, fetten Chicagospeck, ungebrannten Kaffee gab man ihr mit als Tropenkost!» (Erwin Rosen, Der deutsche Lausbub in Amerika)

Das Benehmen der Soldaten ließ entsprechend zu wünschen übrig. Während der Vorbereitungsperiode waren abendliche Schießereien und Straßenraub an der Tagesordnung. Es fehlte an der elementarsten Disziplin. Gegen Bezahlung von zwanzig Dollars konnte ein Unteroffizier für einen Tag die Truppe verlassen. Ein Arbeitsdispens kostete zehn Dollars. Diesen Schattenseiten eines von militärischer Tradition völlig unbeeinflussten Volkscharakters und seines entsprechend organisierten Staates stehen aber auch die erfreulichen Seiten unbeschwerter Urwüchsigkeit gegenüber. Der einzelne Soldat ist Draufgänger, ist körperlich gut trainiert und genügsam. Ein unverwüstliches Selbstbewußtsein macht ihn moralisch zähe.⁵

«... Eine Schlacht, ein Feldzug, der nicht von Generalen gewonnen wurde, sondern von einzelnen Häufchen tapferer, zäher Männer, die in jugenhafter Begeisterung fröhlich drauflos gingen, ohne sich viel um Befehle zu scheren.» (Rosen)

★

Das *schweizerische Wehrwesen* stützt sich von alters her auf das Milizsystem. Seine schwachen Seiten lassen sich in der schweizerischen Kriegsgeschichte immer wieder feststellen. Sobald der Grundausbildung der Waffenfähigen nicht die nötige Aufmerksamkeit geschenkt wurde, sank die Schlagkraft unter das zulässige Minimum. Die Disziplin war im allgemei-

⁵ Commander J. Sketches from the Spanisch-American War (Washington 1899)

nen ausgesprochen schlecht, und nur unter dem Drucke unmittelbarer Gefahr gelang es, die Truppe wirklich zusammenzuhalten.⁶

«Verschiedene ganz bedenkliche Beschwerden Basels lassen erkennen, daß die eidgenössischen Zuzügler teilweise recht merkwürdige Begriffe von Disziplin hatten und sich oft ziemlich unerfreulich benahmen.» (Zesiger, Wehrordnungen und Bürgerkriege im 17. und 18. Jahrhundert. (Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 7)

«Wo man nur drei Tage im Jahre zusammenkommen könne, sei es ganz unmöglich, aus einem Bauernburschen einen erträglichen, halbwegs brauchbaren Kavalleristen zu machen, wenn er nebenbei den Infanteriedienst noch erlernen solle.»

«Es sei an dem Kavalleriekorps zu rügen: erstens, daß Subordination und Gehorsam gänzlich mangeln, was besonders bei Besammlung der Truppe am Morgen auffallend sei. Vergeblich hätten Trommler und Trompeter von sieben bis acht Uhr geschlagen und geblasen, während die Leute in ihren Quartieren ruhig ein Pfeiflein schmauchten. Zweitens hätten sich Karabiner und Pistolen keineswegs in ordonnanzmäßigem Zustand befunden. Gar viele habe man nicht einmal abfeuern können. Drittens sei die Zäumung durchgehend sehr schlecht. Unterlegtrensen fehlen völlig, obgleich die Ordonnanz sie verlange. Viertens verhindere das Plaudern der Dragoner unterm Gewehr, sowie ihre stete Unruhe, irgendetwas mit Präzision auszuführen.» Rapport des zürcherischen Kavallerieinspektors vom Jahre 1786. Neujahrsblatt der Feuerwerkergesellschaft in Zürich (1889).

Die wenig rühmliche Rolle der Schweiz in den Kriegen der französischen Revolution hatte das Verständnis dafür entwickelt, daß nur eine bewaffnete Neutralität auf Anerkennung durch die Großmächte rechnen könne. Im Bundesvertrag 1815 wurde deshalb der Bestand der Bundesmiliz mit zwei Mann auf hundert Seelen und der Anteil der Kantone an gemeinsamen Kriegskosten festgelegt. Außerdem ernannte die Tagsatzung den General, den Generalstab und die eidgenössischen Obersten.⁷ Von allgemeiner Dienstpflicht war nicht die Rede. Die Kantone hatten große Mühe, den Zustand militärischer Schwachheit, der am Zusammenbruch der alten Eidgenossenschaft mitverantwortlich gewesen war, zu überwinden.

«Aus dem Inspektionsberichte geht hervor, daß der Unterricht der Kano-

⁶ Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 3: Häne, Die Kriegsbereitschaft der alten Eidgenossen.

⁷ Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 9: Chapuisat, Der Weg zu Neutralität und Unabhängigkeit.

niere unzulänglich und zu oberflächlich sei, ein Mangel, dem durch Verlängerung der Instruktion leicht abgeholfen werden könnte... Ob die Trainmannschaften im Bepacken der Pferde gehörig unterrichtet sei, konnte der Inspektor nicht untersuchen, da die reglementarischen Packkissen der Handpferde fehlten... Der Inspektor bemerkt noch ferner: ...daß die Unteroffiziere noch viel zu erlernen haben, um ihrem Dienst gehörig vorstehen zu können, und endlich, daß wenn die Zeit in Betracht genommen wird, welche auf den Unterricht verwendet wird, von den Offizieren weitaus mehr Kenntnis im Dienst erwartet werden dürfe, als selbe wirklich besitzen, sowie anderseits die theoretischen Kenntnisse eines großen Teils derselben ebenfalls noch vieles zu wünschen übrig lassen.»

«Die Bewaffnung der Infanterie ist schon von jeher als vollständig in der Anzahl der Gewehre, aber auch als in einem schlechten Zustande befindlich bezeichnet worden... Die zur Bewaffnung der Infanterie gehörigen Ausrüstungsgegenstände fehlen mehr oder weniger oder sind in mehr oder weniger gutem Zustande... Ebenso muß bemerkt werden, daß die sanitarischen Ausrüstungsgegenstände als gar nicht vorhanden zu betrachten sind... Die Infanteriemunition wird hoffentlich bei der Gelegenheit der Umänderung der Gewehre zur Perkussionszündung nicht nur auch ungeändert sondern vervollständigt werden, denn in dem jetzigen Zustande fehlt ungefähr ein Drittel derselben, und selbst mit dem vorhandenen Pulver und Blei kann kaum die Hälfte der nötigen Patronen gemacht werden und ein Fünftel der Gewehre nur könnte mit den vorrätigen Feuersteinen versehen werden». (Inspektionsberichte aus den Jahren 1843 und 1844, Schweizerischer Militär almanach für Offiziere und Militärpersonen, Baden 1845)

«Denn um mit Zeitungsschreibern, Großräten und andern Tonangebern nicht in Konflikt zu geraten, sah man nur gerade das, was man sehen wollte, oder sagte wohl mit vornehmem Nasenrümpfen: ‚Unsere Soldaten sind freie Schweizer, man kann sie nicht behandeln wie Kosaken‘. Im Chor wurde dann wiederholt: ‚Wir sind freie Schweizer und folgen – wenn wir wollen!‘»

(Oberst Franz von Elgger, Des Kantons Luzern und seiner Bundesgenossen Kampf gegen den Radikalismus, Schaffhausen 1850)

Das Los bestimmte die Militärdienstpflichtigen und diesen war es gestattet, auf eigene Kosten einen Stellvertreter zu schicken.⁸

«Wer vernahm nicht die Kunde... von jenem Dragoner aus der solo-

⁸ Hans Senn: General Herzog

thurnischen Amtei Bucheggberg, dessen bekümmerte Eltern für ihren Liebling einen Stellvertreter kaufen wollten. «Kauft meinetwegen zwei», so sprach er, «dann ziehe ich als dritter mit.» (Der siegreiche Kampf der Eidgenossen gegen Jesuitismus und Sonderbund, Solothurn 1848)

Die Ausbildung lag in den Händen der Kantone, die diese sehr verschieden anpackten. Manchenorts wurde am Sonntagsexerzieren, das schon im 18. Jahrhundert üblich gewesen war, festgehalten. Andere Kantone gingen zu Rekrutenschulen von 40 bis 50 Tagen Dauer über.

«Wird man nicht glauben, ich schreibe eine Satyre, wenn ich sage, daß im Monat März 1846 eine Kadettenschule von «zehn» Tagen Dauer angeordnet wurde, um junge Leute, welche noch keinerlei militärischen Vorunterricht genossen hatten, zu «Offizieren» heranzubilden.» (von Elgger)

Von 1820 an wurden periodische Übungslager organisiert, die je 2 bis 3000 Mann für 10 Tage zusammenfaßten.

«Die Lager gaben allerdings kaum Gelegenheit zu erfreulichen Beobachtungen... Vor allem ließen die Disziplin und der Dienstesifer der Truppen den Eindruck ernsthafter Kriegstüchtigkeit faßt völlig vermissen!» (Martin, Die eidgenössische Armee von 1815–1847, Schweizer Kriegsgeschichte, Heft 12)

«Der Kriegs Rath muß aber hiebei die schon früher gemachte Bemerkung wiederholen, da es schwer hält, Offiziere und Unteroffiziere, die im heimatlichen Kanton im Innern-, Wacht- und Felddienst keinen oder nur einen kümmerlichen Unterricht genossen, in so kurzer Zeit und bei den täglichen Anforderungen des Dienstes, gehörig auszubilden... Überhaupt wurde nicht strenge auf die Tenue gehalten, und nicht nur im Lagerkorps im allgemeinen, sondern in den einzelnen Brigaden wurde bei dem Ausrücken zu den Übungen vieles der Willkür überlassen.»

(Bericht des eidg. Kriegsrathes über das im Jahr 1844 abgehaltene zwölfte eidgenössische Übungslager bei Thun, Schweizer Militär-Almanach 1845)

Bestanden so, ganz wie in den Vereinigten Staaten, recht schlechte Voraussetzungen für die Aufstellung eines schlagkräftigen Heeres, so fehlten dagegen die Mittel, um diese Fehler gut zu machen, nämlich praktisch unbeschränkte Menschen – und Materialreserven.

★

Die schweizerische Armee hatte in der Folge zweimal Gelegenheit, ihren Charakter zu enthüllen. Im Sonderbundskrieg ließ die Disziplin sehr zu wünschen übrig.

«Wenn der Gehorsam in die Willkür des einzelnen gelegt ist, da herrscht keine Disziplin.» «Wenn der... Veranlassung nimmt, von ,der trefflichen

Disziplin zu sprechen, welche ohne alle Mittel der Strenge herrschte', beweist er hiedurch, daß er einen sonderbaren Begriff von dem hat, was man im allgemeinen unter militärischer Disziplin versteht.» «Von dem Grad der herrschenden Disziplin lieferte der sogenannte Sonderbundskrieg und die unter General Dufour stehenden Truppen einen deutlichen Beweis. . . . Diese Schändlichkeiten haben nicht mit dem Willen eines Dufour, noch mit demjenigen eines Ziegler, eines Ochsenbein und vieler anderer Führer stattgefunden, sondern weil sie zu kraftlos waren, um solchen Exzessen zu steuern. Der Dank, den die Tagsatzung ihrer Armee für die bewiesene Mannszucht spendete, kann man wohl nur in der Weise als verdient anerkennen, daß letztere ebenso ungehindert noch drei oder vier Mal ärger hätte hausen können.» (von Elgger)

★

Die Militärorganisation des jungen Bundesstaates war zunächst auch nicht geeignet, die Voraussetzungen für eine schlagkräftige Miliz zu schaffen. Die Ausbildung der Infanterie, in den Händen der Kantone belassen, blieb ungleich und vielfach ungenügend.

«Bei der Mannschaft von Bataillonen gewisser Kantone fehlte es an der elementaren Ausbildung.» (Botschaft des Bundesrates vom 8. 12. 1870)
«...Dagegen gab es auch Bataillone, welche das Herz jedes Vaterlandsfreundes mit Trauer erfüllen mußten, Bataillone, wo die Handhabung der Disziplin, dieses Grundpfeilers des militärischen Erfolges, im Argen lag, wo kein redlicher Wille, kein Ernst bei der Erfüllung der Dienstobliegenheiten war, Waffen, Kleidung und Munition vernachlässigt wurden, und wo die taktische Brauchbarkeit der Truppe noch auf niedrigster Stufe stand. Mit derartigen Truppen gegen den Feind zu marschieren ist ein Wagnis eigener Art.» (General Herzog, Bericht über die Truppeneinstellung im Juli und August 1870)

Waren Erziehung und Ausbildung der Truppe noch weit entfernt von Kriegsgenügen, so war die Zusammenarbeit der Kontingente nicht besser.

«Beim Aufgebot selbst haben die kantonalen Behörden, obschon sie für die Absendung ihrer Truppen in die Sammelplätze der Divisionen an keine Zeit gebunden waren, weit mehr auf die Raschheit der Truppensendung als auf eine gute Organisation und Ausrüstung der Truppen Nachdruck gelegt. Die Folge davon war eine ungeahnte Friktion, welche sich im Anfang durch den Nachschub an Personellem und Materiellem kund gab und die beim Aufgebot aller Truppen höchst lähmend auf die Schlagkraft der Armee hätte einwirken müssen.» (Botschaft des Bundesrates vom 8. 12. 1870)

«Überhaupt war die Reibung in dem ganzen Mechanismus der Armee eine ganz unglaubliche.» (General Herzog, Bericht...)

Daß die Voraussetzungen der Kriegstüchtigkeit theoretisch durchaus erkannt waren, geht aus dem Dienstreglement 1866 hervor. Mut, Ausdauer, Mannszucht und Treue gelten als Träger des «ächten militärischen Geistes». Der unbedingte Gehorsam wird unmißverständlich gefordert.

«Ein sehr wirksames Mittel, den Gehorsam und damit die Disziplin zu fördern, ist das gute Beispiel, die Pflege ächter Kameradschaft und die Weckung des Ehrgefühls durch die Vorgesetzten. Dadurch, daß man es sorgfältig vermeidet, ihn durch kränkende Äußerungen zu erniedrigen, dagegen auf das Ehrgefühl zu wirken sucht, wird es den Vorgesetzten gelingen, sich die Achtung, Zuneigung und das Vertrauen der Untergebenen zu erwerben. Das Vertrauen ist aber die festeste Brücke zum Gehorsam.» (DR 1866, Ziffer 4)

«Gern und willig erträgt der Soldat die Anstrengungen des Dienstes und grollt niemals seinem Vorgesetzten, der seiner Stellung gewachsen ist. Gelangweilt will er aber nie werden und davor hüte man sich in jeder Beziehung. Während wenige zur rechten Zeit gesprochene Worte elektrischen Funken gleichen, die das militärische Feuer im Soldatenherzen entflammen, verfehlen lange Reden stets ihre Wirkung». (DR 1866, Ziff. 5)

Diese Ratschläge und Vorschriften wurden 1866 erlassen! Wissen wir heute mehr über dieses Thema? Wenn trotzdem seither noch manches unerfreulich blieb, dient dies weniger als Beweis dafür, daß Vorschriften lange Einführungszeiten benötigen, als vielmehr dafür, daß Reglemente, die sich über Charaktereigenschaften und persönliche Haltung aussprechen, wohl Hinweis und Hilfe bieten können, aber niemals die Richtigkeit der Reaktion des Vorgesetzten garantieren. Denn bei aller Ruhe und Überlegung hat diese doch in den meisten Fällen – hoffentlich! – etwas Spontanes, Gefühlsmäßiges in sich.

«Denn wenn wir schließlich auch das gleiche erreichen wollen, was in einer stehenden Armee erreicht wird, nämlich eine vollkommene Mannszucht, so können wir doch hier für uns nicht so, wie dort, uns einfach auf die bloße Handhabung des Paragraphen stützen, sondern es kommt bei uns im ungeheuren Maße auf die Persönlichkeit an, die den Paragraphen handhabt.» (General Wille, Gesammelte Schriften)

Entwicklung

Nach dem Rückblick auf die Lage der beiden Wehrwesen im 19. Jahrhundert sei deren weitere Entwicklung geschildert.

In den Vereinigten Staaten von Amerika bestand in der Folge keine

Veranlassung, das Wehrwesen auf andere Grundlagen zu stellen. Politisch und geographisch befand sich das Land in so bevorzugter Stellung, daß der militärische Bezirk mit gutem Gewissen vernachlässigt werden durfte. Die Armee war nicht einmal salonfähig.

«Kurz vor dem ersten Weltkrieg trat ich in die Armee ein. Ich wußte, daß meine Familie sich meiner schämen würde, daß ich in Uniform kein anständiges Mädchen einladen konnte, daß man mich in kein gutes Restaurant hineinlassen oder mich mindestens raschestens wieder hinaus-ekeln würde.» (Colonel Maverick, Here's looking at you «Infantry Journal», Mai 1946)

Wie sehr verschieden davon war die Lage der Schweiz! Der Sieg Deutschlands im Jahre 1871 hatte im Norden unseres Landes ein starkes Kaiserreich entstehen lassen. Kurz zuvor hatte sich auch der bisher politisch ohnmächtige südliche Nachbar als einheitliches Königreich konstituiert, so daß die Schweiz nunmehr von vier Großmächten umgeben war. Daß deren Gefühle für unser Land schon seit längerer Zeit nur sehr bedingt freundschaftlicher Natur waren, zeigten die Affäre Louis Bonaparte 1838, der Neuenburgerhandel 1856 und zahlreiche ernsthafte Spannungen, die sich mit Österreich, Italien und Deutschland im Zusammenhang mit der Behandlung politischer Flüchtlinge ergaben.⁹

Die Einsicht, daß der Zustand des Heeres, wie er sich 1870 präsentiert hatte, diesen Verhältnissen nicht gewachsen sei, wuchs in der Folge allgemein. Ihre erste Frucht war die Militärorganisation 1874. Mit ihr wurde auch die Ausbildung der Infanterie dem Bund übertragen. Nicht weniger bedeutsam ist die konsequentere Durchführung der allgemeinen Dienstpflicht, indem das System der kantonalen Kontingente endgültig verlassen wurde.

Mehr Mühe machte die Erkenntnis, daß auch die geistige Grundlage revisionsbedürftig war.

«Der Militärdienst will noch vielerorts als so eine ungebundene, angenehme Unterbrechung des alltäglichen Lebens aufgefaßt sein, das Bewußtsein des Ernstes der Sache, der Notwendigkeit einer unerbittlichen Disziplin fehlt und statt dessen macht sich der Glaube breit, der Soldat verdiene für die natürlichste Pflichterfüllung Dank und Anerkennung.»
«Es ist meine persönliche Überzeugung, . . . daß wir mit einer Menge verkehrter Auffassungen aufräumen müssen, die der Souverän vielleicht

⁹ Lebenserinnerungen von Oberstdivisionär Keller, Monatsschrift für Offiziere aller Waffen 1934/35.

weniger gerne opfern wird als Zeit und Geld.» (General Wille, Gesammelte Schriften, S. 56/57)

Das Geld spielte allerdings auch schon eine Rolle. Das durch die Einführung der Militärorganisation 1874 bedingte Anwachsen des Militärbudgets bot gute Heckenschützenhilfe für alle, die auf liebgewordene, bequeme Bürgerwehrgewohnheiten nicht verzichten wollten. Daneben aber brachen sich doch Erkenntnisse Bahn, die heute Allgemeingut geworden sind.

«Wir können die Disziplin stehender Heere, die wahre Disziplin uns zu eigen machen. Und da wir können, müssen wir. Wir können es nicht nur ohne Vergewaltigung republikanischer Gesinnung, sondern gerade mit ihrer Hilfe. Denn um das ideale Ziel zu erreichen ohne zu weit gehende Vermehrung der Dienstzeit, bedarf es der intelligenten, politischen, klugen und begeisterungsfähigen Bürgerschaft, wie sie nur die demokratische Republik hervorzubringen vermag.» (Fritz Gertsch, Disziplin oder Abrüsten, Bern 1894)

Ein Blick in Reglemente zeigt, daß neben der Taktik offenbar auch die Menschenführung auf «ewigen Wahrheiten» basiert.

«Die sicherste Grundlage für die Mannszucht ist das tadellose Beispiel des Führers. . . Er darf sich nichts erlauben, was dem Untergebenen verboten ist.» (DR 1896, Ziffer 16)

«Der Vorgesetzte sei gegenüber seinen Untergebenen gerecht, schone ihr Ehrgefühl, ermuntere Zaghafte und Schwache und befestige das Selbstvertrauen Aller. Dazu ist notwendig, daß er nicht nur jeden nach seinem Namen sondern auch nach seiner Eigenart kennt und nach dieser letzteren zu behandeln weiß.» (DR 1896, Ziffer 17)

«Die Würde des Wehrstandes erfordert, daß auf die Beobachtung gewisser Anstandsformen, die schon im bürgerlichen Verkehr von jedermann verlangt werden, nachdrücklich gehalten wird.» (DR 1900, Ziff. 20)

Im Gegensatz zu diesen allgemeinen Vorschriften, die unsern neuesten Er rungenschaften durchaus ebenbürtig sind, wirkt die Regelung der Disziplinarstrafgewalt geradezu unwahrscheinlich veraltet. Unter den Disziplinarstrafen figurieren im DR 1900 neben den heute bekannten Strafen auch Militärfronen, Arrest bei Wasser und Brot im Gefängnis, dazu für Unteroffiziere die vorübergehende Einstellung im Grade und für Offiziere ein «strenger» Arrest, bei dessen Verbüßung eine Schildwache vor dem Arrestlokal aufgezogen wurde. Vor allem aber hatte jeder Höhere das Recht, alle im Grade Niedrigeren zu bestrafen. Der Leutnant bestrafte den Feldweibel, der Feldweibel den Fourier, der Fourier den Korporal, der Korporal den Soldaten.

«Es sind dies wahrlich dem militärischen Wesen nicht vorteilhafte Grund-

sätze und ich glaube, der republikanischen Anschauung von Menschenwürde entspricht es auch nicht, wenn jedermann nur durch das einfache Faktum, daß er höher im Grade ist, nicht bloß berechtigt, sondern sogar verpflichtet wird, auf den andern, mit dem er sonst gar nichts zu schaffen hat, der in gar keinen Beziehungen zu ihm steht, mit seiner Strafkompetenz loszuschlagen. . . . Wenn dies das richtige Mittel wäre, wahre Disziplin und militärische Ordnung zu schaffen und zu erhalten, dann müßte die Disziplin bei uns eine ganz außerordentliche sein!» (General Wille, Gesammelte Schriften, Seite 83)

★

So stand die schweizerische Armee zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts in einer Phase aktiver Entwicklung. Die Ähnlichkeit mit dem amerikanischen Heere, die ja vornehmlich in gemeinsamen Fehlern und Schwächen bestanden hatte, nahm immer mehr ab. Denn die Vereinigten Staaten konnten es sich nach wie vor leisten, auf eine Ausbildung der Waffenfähigen zu verzichten und kriegerrische Konflikte an sich herankommen zu lassen.

Umgekehrt hatte man in der Schweiz die umgekehrte Rolle des Zeitfaktors erkannt und war sich darüber im klaren, daß man von einem Tag auf den andern über eine schlagkräftige Armee mußte verfügen können. Nur das Milizsystem erlaubte, ein wirtschaftlich tragbares Heer von wirksamer Größe zu halten. An der Erziehung und Ausbildung unserer Milizen wurde deshalb mit noch nie gesehenem Ernst gearbeitet. 1907 genehmigte das Volk die neue Militärorganisation. Da sich der Bürger mit ihrer Annahme bewußt erhöhte Dienstleistungen aufbürdete, darf das Ergebnis dieser Abstimmung dahin ausgelegt werden, daß die gemütlichen Bürgerwehrbegriffe schon weitgehend ernsthafteren Auffassungen Platz gemacht hatten.

★

Die Bedeutung dieser Fortschritte zeigte sich erstmals im Ersten Weltkrieg. Die Grenzbesetzung 1914 sah die schweizerische Armee auf einem neuen Weg. Während Schilderungen von Grenzbesetzungen in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die feuchtfröhliche Gemütlichkeit in den Vordergrund stellen, liest man jetzt von Arbeit und Ausbildung.

«Da war der Zusammenhang und das feste Gefüge manchenorts gelockert und mit aller Schärfe mußte am Wiederaufbau gearbeitet werden.» (Infanterie-Regiment 22, 1914–17)

«Im ersten Aktivdienst wurde unsere Landwehr nicht zum Grenzschutz herangezogen. Sie mußte zuerst felddtchtig gemacht werden.» (Füs. Bat. 154, 1914–18)

«Manöver und Gefechtsschießen bewiesen, daß die Arbeit der Truppe eine fruchtbringende gewesen war.» (Füs. Bat. 42. 1914–19)

Gewisse Schwierigkeiten zeigten sich darin, daß die Vorgesetzten für ihre Erzieher- und Ausbildnertätigkeit noch zu wenig hatten vorbereitet werden können. So wurde z. B. manchenorts zu viel Zeit auf die Drillbewegungen verwendet.

«Weil auch die Durchschnittsoffiziere das hohe Ziel mit ihrer Truppe erreichen wollten, griffen sie zu den ungeeigneten Mitteln, vor allem zu Oberflächlichkeit und Ungeduld. Das Wollen überstieg das Können.» (General Wille, Bericht an die Bundesversammlung, Gesammelte Schriften, Seite 551)

★

Die militärische Macht der Vereinigten Staaten war zu dieser Zeit völlig ungenützt. Eine Kriegserklärung an Deutschland konnte zunächst nur wirtschaftliche Folgen haben. Auch die Gegner wußten das und rechneten mit dieser Tatsache.

«Unser Schicksal stand auf der Hoffnung, daß unter den verhältnismäßig günstigen Bedingungen die Wirkungen des U-Bootkrieges England innerhalb der kürzeren Zeit friedensbereit machen würden, als die Amerika brauchte, um das volle Gewicht seiner gewaltigen Hilfskräfte gegen uns in die Waagschale zu werfen.» (Helfferich, Vom Eingreifen Amerikas bis zum Zusammenbruch, Berlin 1919)

Das Aufstellen eines Heeres brauchte 1917 mehr Zeit als 1865. Während die britisch-französische Front im März 1918 unter den deutschen Offensiven barst und die Auswertung des Erfolges dem deutschen Heere mehr durch eigene Nachschubschwierigkeiten als durch den Feindwiderstand verunmöglicht wurde, mußte Lloyd George erklären, «die Amerikaner hätten erwartet, im Frühjahr eine großes Heer in Europa einsetzen zu können. Die Ausbildung habe aber mehr Zeit gekostet, als man angenommen habe».¹⁰ Tatsächlich standen nach einem Bericht von Marschall Foch im März 1918 300 000 Amerikaner in Frankreich, wovon die meisten ihre Ausbildung noch nicht abgeschlossen hatten. Dann allerdings ging es rasch vorwärts und im Juni konnten von 900 000 Mann schon viele an der Front eingesetzt werden. Am 7. Juni stand zum ersten Mal eine geschlossene amerikanische Division im Kampfe.

«Wenn ihre Ausbildung auch nicht auf der Höhe war, so zeichnete sie sich doch durch unverbrauchtes Draufgängertum aus und schlug sich vorzüglich.» (Helfferich)

¹⁰ Helfferich: Vom Eingreifen Amerikas bis zum Zusammenbruch (Berlin 1919)

So kam der amerikanische Zeitzünder doch noch rechtzeitig zur Explosion, nachdem die Wartefrist die Verbündeten schwerste Opfer gekostet hatte.

★

Der Erste Weltkrieg bot zum ersten Male Gelegenheit, das Funktionieren der amerikanischen und der schweizerischen Wehreinrichtungen im Rahmen des gleichen Geschehens zu sehen. Höchste Bereitschaft und langfristige Erziehung und Ausbildung ermöglichten dem Schweizer Heer trotz beschränkten Mitteln die Erfüllung seiner Aufgabe. «Unbegrenzte Möglichkeiten» erlaubten den Vereinigten Staaten, nach einjähriger «akuter» Rüstung die Entscheidung des Krieges mitzubeeinflussen. (Schluß folgt)

Die schweizerische Landesbefestigung von 1860 bis 1914

Von Major H. R. Kurz

Bis vor wenigen Jahren hat sich die wissenschaftliche Erforschung der Entwicklungsgeschichte des schweizerischen Wehrwesens fast ausschließlich mit der «großen Zeit» der heroischen Epochen unserer militärischen Vergangenheit befaßt. Seit dem Zweiten Weltkrieg hat sich nun mehr und mehr die Erkenntnis durchgesetzt, daß die entscheidenden Anfänge unserer heutigen Heeresgestaltung in das 19. Jahrhundert fallen und daß hier die geistigen und materiellen Grundlagen gelegt wurden, die heute noch die innere und äußere Gestalt unserer Armee bestimmen. Innerhalb weniger Jahre ist über diese bedeutsame Entstehungs- und Entwicklungsepoche unseres Heeres ein sehr beachtliches Schrifttum entstanden, das als eigentliche Renaissance angesprochen werden darf. Neben wertvollen Zeitschriftenartikeln sei hier namentlich an die biographischen Arbeiten über General Dufour von Otto Weiß und über Oberst Johannes Wieland von Eric Mettler, an die Biographie des Generals Herzog von Hans Senn, die Darstellung der schweizerischen Landesbefestigung bis 1860 von Kurt Werner und der schweizerischen strategischen Probleme im 19. Jahrhundert von Hans Rapold sowie an die Entstehungsgeschichte der ersten eidgenössischen Dienstreglemente von Gustav Däniker gedacht, die alle in den letzten Jahren erschienen sind.

Als wertvolle Ergänzung dieser Forschungsarbeiten darf eine unlängst auszugsweise gedruckte Zürcher Dissertation von W. Lüem bezeichnet werden, welche die Geschichte unserer Landesbefestigung in der zweiten Jahrhunderthälfte bis zum Ausbruch des 1. Weltkrieges zum Gegenstand